

Übersetzung: Nataliya Yashchyk

Gesprächsprotokoll von Valukina Serafima Zaharovna

Das Gespräch wurden von dem Wissenschaftler F. L. Yelowzan durchgeführt und von A.I. Schamschina protokolliert.

21. Dezember 1944

Geboren 1890. Russin

Seit 1925 bin ich Parteimitglied. Ich wurde im Gebiet Astrachan, im Dorf Ivanchikovo geboren. Am 16. Juni 1941 kam ich in Brest an, um meinen Sohn zu besuchen. Mein Sohn war dort Leiter des Hauses der Roten Armee. Am Freitag kehrte er aus dem Kurort zurück und am Samstag [den 21. Juni] war er bereits im Wachdienst. Er nahm ein Kissen mit und ging zur Arbeit. Am Samstag kam er nach Hause und war betrübt. Er hatte oft Probleme mit den Nerven.

„Ich habe Schmerzen in der Brustgegend,“ sagte er. „Gerade wurde ein deutsches Flugzeug abgeschossen“.

Ich fragte: „Mischa, hat der Krieg begonnen?“

„Mach dir keine Sorgen, Mama“, sagte er.

Ich verbrachte die Nacht allein zu Hause. In unserem Haus lebte ein Militärkommissar, Vorsitzende des Militärgerichts, ein gewisser Stepanov. Plötzlich krachte es. Granaten explodierten, Bomben, die Häuser brannten. Irgendein Instinkt sagte mir: der Krieg hat begann. Ich packte unsere nackte Enkelin und rannte hinaus in den Hof. Ich setzte sie neben mich. Der Hausmeister fragte mich: „Was machen Sie?“

Mein Sohn kam angerannt zu uns und sagte: „Versteckt euch im Keller, in zwei Stunden ist alles vorbei.“

Wir rannten in den Keller. Kaum hatte ich das Kind auf den Arm genommen, da wurde der Hausmeister verwundet. Die Leute aus dem ganzen Haus versammelten sich im Keller. Da war auch ein Major, namens Sergeew. Er wollte seine Familie abholen. Ich gab ihm Zivilkleidung, damit er sich umziehen konnte. Er hatte einen Sohn und zwei kleine Babys, Zwillinge, bei sich. Wir versteckten ihn in der Ecke, vergruben unsere Parteiausweise. Wir alle waren Parteimitglieder.

Als die Bombardierung begann, kam dieser Stepanov, der Vorsitzende des Militärgerichts, mit dem Auto an und holte seine Frau ab. Mein Sohn bat ihn, die anderen Frauen und Kinder mitzunehmen. Er hat niemanden mitgenommen.

Wir blieben weiter im Keller sitzen. Als es hell wurde, sahen wir die getarnten Deutschen durch die Straße gehen. Ich erstarrte vor Entsetzen. Sie waren alle mit Ästen getarnt. Wir blieben drei Tage im Keller und gingen nicht heraus. Die Polen sagten zu uns: „Kommt nicht raus. Die Deutschen werden kommen und euch die Augen ausstechen“.

Dann sind wir doch herausgekommen. Wir standen und sahen, wie die Leute Mehl, Pelzwaren, Brot aus den Läden stahlen. Wir standen nur da und schauten zu. Dann brachte uns eine Straßenreinigerin, sie war Polin, Brot: ein Brötchen für 20

Personen. Am vierten Tag kamen wir aus dem Keller raus. In den Bäckereien wurde Brot ausgegeben, man musste seinen Pass vorzeigen. Die Deutschen schlugen uns, wir bekamen kein Brot. Einige wurden gestoppt und andere kamen durch. Ich wurde mutiger. Ich sah einen Deutschen, er trug zwei Brote. Ich dachte, frage sie ihn doch, ich habe doch nichts zu verlieren. Ich sagte zu ihm: „Gib, bitte, meinem Kind ein Stück Brot“.

Er sah mich erst böse an, reichte dann aber ein Stück Brot und sagte: “Hier, Mutter, versteck es für dein Kind“

Er ging weg und drohte mir mit dem Finger, im Sinne von, erzähle niemandem, dass ich dir ein Stück Brot gegeben habe.

Wir gingen in unsere Wohnung. Dort wurde alles gestohlen und wir wurden aus der Wohnung vertrieben. Danach begann man, unsere Verwundeten zu sammeln. Die Straßen waren voll Toter und Verwundeter. Am sechsten Tag ging ich in die Krankenhäuser, um nach den Meinen zu suchen. Alle Verwundeten wurden ins Eisenbahnkrankenhaus gebracht und dort wachten Begleitsoldaten. Die Kranken blieben anderthalb Monate dort und dann wurden sie auf den Schießplatz getrieben, der sieben Kilometer von der Stadt entfernt war. Sie mussten Drahtzäune herstellen. Sie hatten schon drei Drahtzäune gemacht. Wir fingen an, dorthin zu gehen, zunächst illegal. Sie riefen uns, dass sie essen wollten. Ich kam dorthin mit meiner kleinen Enkelin, sie war noch nicht drei Jahre alt.

Dort war ein großer Kommissar, namens Cherenyzenko. Er bat mich, etwas über seine Familie zu erfahren. Ich erfuhr. Sie wurden während der Bombardierung getötet. Aber ich habe ihm darüber nichts gesagt. Er wurde schwer verwundet und aus Kobrin gebracht. Er bat, ihm Brot und Tabak zu bringen. Man ging illegal. Ein Deutscher ließ dich gehen, der andere nicht. Dann wurde es überhaupt verboten, dorthin zu gehen. Man kam zu dem Drahtzaun, sagte ein paar Wörter und ging zurück. Man durfte nicht länger als fünf Minuten miteinander sprechen. Später durften wir nicht mehr zu ihnen gehen. Dann konnten wir ihnen nur am Dienstag und Freitag das Essen bringen. Die Dorfbewohner brachten alles. Sie brachten sogar Milchkannen. Wir sammelten, was wir hatten, und brachten es auch dorthin.

Ich hatte das einzige Kleid, in dem ich hierherkam. Ich zog es an und ging zum Besuch. Ich trug oft zwei Körbe und dazu noch meine Enkelin auf dem Arm und ging dorthin. Dort war ein Übersetzer. Normalerweise nahm ein Deutscher alles, schaute es sich gründlich an, gab es dem Sanitäter, und er brachte es den Verwundeten. Wir kamen, plötzlich ritt ein Deutscher aus, und fing an, uns mit Peitschen zu schlagen. Das Pferd zerstampfte die Menschen. Ich wurde zu dem Drahtzaun gedrückt, in meinem einzigen Kleid. Alle sind weggelaufen, aber ich konnte nicht mit dem Kind und zwei Körben laufen. Ich ging etwa einen Kilometer die Straße entlang. Ich sah einen Deutschen mich mit einem Stock verfolgen. Er sagte: „Mutter, komm zurück, zurück“.

Ich kehrte zurück, die Deutschen haben meine Körbe geprüft und sagten, dass ich sie übergeben konnte. Dann ging ich raus. Alle begannen, wieder wegzurennen. 20 Leute kehrten zurück, dann wurden alle wieder vertrieben. Danach wurde es verboten, ihnen etwas zu bringen. Aber wir wollten trotzdem die Unseren sehen.

Einige Frauen mussten arbeiten, sie konnten nicht zu den Verletzten gehen und baten mich, ihnen etwas mitzubringen. Es war schon Winter, starker Frost. Ich nahm einen Schlitten, eine Axt, einen Sack und noch eine alte Frau mit, wir gingen dorthin, als ob wir Brennholz gebraucht hätten. Bald waren wir schon an Ort und Stelle. Es gab dort ein Typhuskrankenhaus. Unweit des Krankenhauses gab es eine riesige Schlucht voller Brennholz. Wenn wir die Offiziere sahen, versteckten wir uns in der Schlucht; gingen sie vorbei, krochen wir aus der Schlucht heraus. Einmal begegnete mir ein Offizier: „Mutter, warum bist du gekommen?“

„Ich brauche Brennholz“, sagte ich.

Er hatte mich durchsucht, aber fand nichts und sagte: „Komm nicht mehr“.

Der Offizier war jung. Und ich hatte frische Eier in meinen Taschen. Ich nahm zwei Eier und steckte sie in seine Tasche.

„Danke, Mutter, gut, geh, es gibt dort Brennholz – es gibt genug Brennholz in der Schlucht. Wenn ich die Offiziere sehen werde, werde ich dir ein Zeichen geben“, sagte er.

Die Kranken warteten schon auf uns. Sie brauchten Milch und Kisel (eine ukrainische und russische süßsaure Mehlspeise). So gingen wir Brennholz sammeln.

Nach diesem Vorfall war es noch gefährlicher, dorthin zu gehen. Wir gingen und trafen Deutsche. Wir mussten an drei Wachposten vorbeigehen. Gingen wir an dem ersten problemlos vorbei, konnte man uns an dem zweiten Posten aufhalten. War alles an dem zweiten Posten in Ordnung, ließ man uns an dem dritten nicht weitergehen. Ich hatte einen gefälschten Ausweis. Er fragte mich: „Ukrainerin? Polin? Russin?“

Ich dachte einige Minuten darüber nach, wie ich richtig antworten sollte, und sagte dann: „Ukrainerin“.

„Ah, gut-gut, geh und sammle Brennholz“, sagte er.

Ich ging. Sobald ich Brennholz gesammelt hatte, fuhr ein Auto voller Offiziere vorbei. Die Jungen riefen mir zu – Golovanushkin, Lapin: „Haben Sie keine Angst, kommen Sie. Er ist Deutscher, aber er hilft uns. Geben Sie ihm, was Sie mitgebracht haben“.

Ich wagte es, zu ihm zu gehen. Ich ging und er kam zu mir. „Mutter, Speck?“ fragte er und zeigte auf den Schnee, „Legen Sie es hier in den Schnee“.

Ich stellte alles neben ihn.

Er sagte: „Laufen Sie weg!“

Ich rannte bis zur Ecke, sah mich um und sie riefen gleich: „Hab keine Angst, geh weg. Er hat uns alles übergeben“.

Die Jungen schrien manchmal: „Dieser Deutsche wird an diesem oder jenem Datum dort wieder stehen“.

Ich traf ihn dort vielmals und er half uns immer. Dann wurde er von dort weggeschickt. Seitdem standen da Offiziere Wache.

Die Männer, die sich schon nach der Krankheit erholt hatten, wollten ausbrechen, sie brauchten Hilfe. Bei den Deutschen arbeitete eine Frau, namens Nina. Sie hat ihnen gefälschte Ausweise gemacht. Sie wurde später mit den Kindern erschossen. Wir haben sie kontaktiert und alles organisiert, Ausweise und Drahtschneider besorgt. Wir haben darüber nachgedacht, wo wir diese

Drahtschneider verstecken sollten, damit man sie nicht finden konnte. Ich steckte ihn dann in meinen Rock. Wenn sie uns durchsuchen werden, werde ich ihn fallen lassen. Der Schnee ist tief, niemand wird ihn sehen. Sie fragten: „Warum bist du gekommen?“

Wir antworteten wie immer, dass wir Brennholz brauchten und fragten die Deutschen, ob wir Brennholz sammeln durften. Sie erlaubten es uns. Die Deutschen kamen und fragten, ob ich etwas Verbotenes habe. Ich sagte – Nein, nichts. Der Drahtschneider fiel in den Schnee und sie bemerkten ihn nicht. Ich fühlte mich erleichtert.

Nina und Golovanushkina gingen oft mit mir. Wir banden ein Säckchen unter den Schlitten. Unter dem Schnee konnte man es nicht sehen. Der Schlitten war leer, drauf lag nur eine Axt. Ging der Wachmann in die Ecke, schlichen wir in die andere. Zwei oder drei Leute kamen zu uns und nahmen das Säckchen. Manchmal versteckten wir Dokumente in einer Flasche. Wir erfanden viele Möglichkeiten, ihnen alles Nötige zu übergeben.

Es gab dort eine Dampfheizung und große Rohre. Die Rohre befanden sich hinter dem Drahtzaun. Wir mussten die Luken öffnen. Es gab dort eine Tür, einen Pfosten, und einen Holzstamm, damit man die Luken nicht öffnen konnte. Sie waren nummeriert. Die Männer erklärten uns, wie wir die Luke öffnen sollten. Dort ging immer wieder der Wachmann hin und zurück. Ich kann sogar heute nicht verstehen, wie wir uns darauf wagten. Aber es ist uns gelungen, die Luke zu öffnen. In dieser Nacht flohen 20 Menschen, darunter Kommissar Cherenyzhenko und Grisha. Ich kenne seinen Nachnamen nicht. Er wurde später Partisan. Ich kannte seine Frau. Sie wurde erschossen. Sie lebte im Bezirk Zhabinsky. Er war Tierarzt, jetzt arbeitet er hier als Leiter der Feuerwehr.

Meine Bekannte hatte ein Siegel. Sie arbeitete dort, stahl die Formulare und stempelte sie ab. Diese Formulare übergaben wir den Männern und sie füllten sie selbst aus, ergänzten die nötigen Angaben. Wir beschafften sogar drei Pässe für sie. Dort war Leutnant Gluhov Vasily. Er erholte sich und floh auch.

Es gab ein Haus mit den Fenstern auf die Fahrstraße, wo Patrouillen gingen. Wir warfen dorthin einen Hammer und eine Nagelzange. Sie schrieben uns, was sie brauchten und versteckten die Notizen in den Flaschen, dann warfen sie die Flaschen. Wir wussten, wo sie hingefallen waren, gingen dorthin und hoben sie vorsichtig auf. Draußen war es sehr kalt und mir war heiß vor Angst. Sie schrieben: Finde meine Familie und sage ihr, dass ich hier bin. Ich ging, fand die Familie und erzählte ihr über ihren Verwandten. Ich setzte meine Enkelin auf den Schlitten und fuhr sie als Exponat mit. Ich sagte immer, dass ich sie nicht allein zu Hause lassen konnte, und die Wachleute mochten die Kinder. Das arme Kind fror oft. Sie saß neben dem Brennholz, und ich konnte das Brennholz nicht wegwerfen, weil die Deutschen das bemerken konnten.

1942 am 14. März wurden alle Lager aufgelöst. Dort waren viele unsere Schwestern. Sie baten uns, ihnen Strümpfe mitzubringen. Es war nicht immer leicht, ihnen etwas zu übergeben. Ich zog dann die Strümpfe an. Ich sagte dem Deutschen: „Ich habe zwei Paar Strümpfe. Kann ich ein Paar ihnen geben?“

Er prüfte, ob ich nichts versteckt hatte, und warf es hinüber.

Als sie abfuhr, standen zwei Stunden lang Wagen am Bahnhof. Ein Gefangener warf einen Zettel aus dem Fenster, er hatte darauf meine Adresse geschrieben, damit man mich schnell finden konnte und ich mich zum Bahnhof beeilte. Der Eisenbahner war ein guter Mensch, er kannte mich, er lief zu mir und sagte: am Bahnhof gebe es zwei Wagen mit Gefangenen. Ich rannte dorthin, um mich von ihnen zu verabschieden. Wir durften nicht näher herankommen. Als sie abfuhr, warfen sie Zettel aus den Fenstern, dort wurden ihre Adressen geschrieben, damit wir wussten, wer von den Gefangenen weggefahren und wer geblieben war. Wir bekamen auch viele Dankbriefe.

Nina starb, als wir 20 Menschen fliehen halfen. Sie hatte Urlaub und fuhr zu den Kindern. Sie waren in dem Kinderheim. Sie wollte dort länger bleiben. Plötzlich ließ man sie zurückkehren. Sie arbeitete in der Zahnarztpraxis im Krankenhaus. Sobald sie die Wohnung betrat, wurde sie verhaftet.

Wir brachten ihr Essen. Wir gaben den Wachmännern Geld (ein Hundert), und sie übergaben ihr alles von uns. Dann durften wir nichts bringen. Später hörten wir, dass sie erschossen worden war. Man rief uns durch das Fenster, dass sie nicht mehr am Leben war. Sie arbeitete in dem Krankenhaus. Ich kam zu ihr, sie brachte den ganzen Topf Suppe für mich heraus und wir unterhielten uns lange. Sie nannte mir die Hausnummer. Ich ging dorthin, bekam den Auftrag und kehrte zurück. Man durfte auch zu mir nicht kommen.

Nachdem 20 Menschen geflohen waren, begann man uns zu folgen. Die Gefangenen riefen uns zu, wir sollten nicht mehr Brennholz sammeln kommen. Sie schrien: „Nina wurde verhaftet, kommt nicht mehr her“.

Ich zog andere Kleider an, setzte eine schöne Mütze auf. Ich trug keine zerlumpte Kleidung. Ich musste die Information herausfinden. Sie verhafteten zwei unsere Frauen und fanden Notizen mit der Information über die Situation an der Front und sie fanden die Zeitung. Wir mussten herausfinden, wohin sie diese Frauen geschickt hatten. Ich zog mich wie eine junge Frau an, nahm meine Aktentasche mit und ging durch das Dorf spazieren. Sie nannten mich „Mutter (matka)“. Sie haben mich nicht erkannt, ich sah jünger als gewöhnlich aus. Ich ging mit Gluhova Valya, der Frau des Leutnants. Wir gingen und machten den Eindruck, als ob wir etwas miteinander besprochen hätten. Dabei hörten wir aufmerksam zu, was uns die Gefangenen zuschrien: die Frauen saßen im Gefängnis, sie warteten auf das Gerichtsurteil, die eine werde erschossen, die andere werde drei Monate im Gefängnis bleiben. Eine Frau war Jüdin, sie wurde erschossen. Die Russin wurde später entlassen. Aber dafür musste sie den Deutschen helfen, ihnen Information über die Widerstandstätigkeit mitzuteilen. Als sie aus dem Gefängnis kam, begrüßte sie uns nicht, sie sagte nur zu den Frauen: „Kommt nicht mehr zu mir und sprecht mit mir nicht“, gestand sie uns aufrichtig, „versucht, mich nicht zu treffen“.

Sie war jung. Sie kannte viele von uns, aber sie hat niemanden verraten, niemand aus unserer Organisation wurde verhaftet.

Später fingen sie an, die Leute nach Deutschland zu schicken. Sie kamen nachts und nahmen die Leute weg. Ich kannte einige einheimische Russen. Sie sprachen gut Deutsch, alle kannten ein bisschen diese Sprache. Sie kamen zu mir und teilten mir mit, an welchem Tag die Polizeiaktion stattfinden wird. Ich ging zu den

Bekannten, den Frauen, erzählte ihnen über diese Polizeiaktion, damit sie entkommen könnten. Die Frau arbeitete, zum Beispiel, in einem Betrieb, sie ging an diesem Tag nicht nach Hause, sondern übernachtete dort und sagte dann den Deutschen, dass sie Nachtdienst hatte.

Als die Unseren vorrückten, saßen wir in den Schützengräben. Die jungen Frauen saßen unten in den Schützengräben und wir, die alten, oben. Die Deutschen kamen zu uns, sahen uns an und sagten: „Oh, die sind alt!“, und gingen vorbei.

Wir arbeiteten nicht mit den Partisanen. Die Frauen gingen durch die Dörfer, und ich fiel, brach mir zwei Rippen und lag zwei Monate lang im Bett. Sie besuchten mich. Ich durfte nichts Schweres heben. Die russischen einheimischen Ärzte gingen mit mir gut um und behandelten mich kostenlos. Ins Dorf kamen auch die Leute aus den Osten, sie wurden streng verfolgt, sie konnten nichts finden. Wir gaben ihnen Binden, Mützen, Hosen, Hemden. Wir sammelten Geld bei den Bekannten, gingen auf den Markt, kauften alles und übergaben es durch ein Mädchen. Wir haben vor allem der Abteilung von Frunzenskyj geholfen, und zweimal erhielt die Gruppe von Chernyak Medikamente von uns.

Hier lebte eine einheimische Familie. Sie kamen aus dem reichen Dorf Azit, das 35 km von der Stadt entfernt war. Sie hatten dort zwei Brüder und eine Mutter. Die Frau lebte mit ihrem Mann in der Stadt. Sie hat den ganzen Krieg nicht gearbeitet. Sie half uns immer. Wir kamen zu ihr und besprachen alles mit ihr. Ich besuchte sie nur zweimal, zum dritten Mal durfte man nicht gehen. Wir konnten einander auf der Straße oder auf dem Markt treffen, in der Schlage miteinander sprechen. Wir kamen zum Verkäufer, obwohl wir in Wirklichkeit nichts kaufen wollten, und unterhielten uns, wenn es dort keine Polizei gab. Sie und ihr Mann wurden später verhaftet. Ihr Bruder arbeitete bei der Polizei und war mit den Partisanen verbunden. Jemand muss ihn verraten haben. Er wurde verhaftet, sie und ihr Mann wurden im Frühjahr 1944 erschossen. Gott weiß, wie viel sie für uns gemacht hatten, und sie wurden von den Unseren verraten.

Wir gingen auch in die Dörfer. Die Deutschen brachten 1942 viele Gefangene dorthin, die sich als Ukrainer anmeldeten. Sie wurden hier freigelassen. Sie hatten keine warme Kleidung und waren hungrig. Wir wohnten mit drei Familien in einer Wohnung zusammen. Eine Frau kochte für alle. Wir gaben ihnen Abendessen und sie gingen weiter. Wir empfahlen den Männern, ins Dorf zu gehen. Wir blieben mit ihnen in Kontakt und besuchten sie oft im Dorf. Als sie verfolgt wurden, gingen sie in den Wald. In der Nacht waren sie im Wald und am Tag kehrten sie ins Dorf zurück. Azito galt als Partisanendorf, wir durften nicht dorthin gehen. Dann haben wir Kontakt mit den Polizisten aufgenommen.

In unserer Gruppe, die Brennholz sammeln ging, war Nina, ich, Nadezhda Matveevna Gribakina, Vasiljeva, Zanina, Garay Katya, Gluhova Valya und Sazonova Valya. Wir alle gingen hin.

Ein einheimischer Polizist heiratete eine Frau aus dem Osten. Als wir sie kennenlernten, sagte sie: „Kommt zu meinem Mann, er ist ein guter Mensch. Wenn es dort Ukrainer gibt, kann er ihnen helfen, aus den Schießplatz zu fliehen“.

Wir gingen zu diesem Polizisten und sagten: „Geben Sie uns die Dokumente, damit sie den Schießplatz verlassen könnten“.

Wir kamen zu ihr, sie zog das Grammophon auf. Er kam wütend rein und sagte: „Ich kann nur den Ukrainern helfen. Wenn sie sich als Ukrainer angemeldet haben, kann ich ihnen helfen“.

Es hat geklappt, sie bekamen gefälschte Namen. Er gab Dokumente für sechs Personen. Wir haben dafür bezahlt. Nina und ich gingen zu ihm. Ich ging wie eine alte Frau und tat so, als ob ich nicht alles verstanden hätte, und sie spielte die Rolle einer jungen Frau, die mir bei allem helfen sollte. Sie fragten: „Was möchte sie?“ – Nina antwortete: „Sie will bestätigen, dass sie Ukrainer sind“.

Für jeden Pass gaben wir drei Kilo Speck, und zu dieser Zeit war Speck sehr teuer. Wir gingen ins Dorf, kauften ihn oder tauschten ihn gegen andere Sachen aus. Wir haben Pässe für sechs Personen beschafft. Die Männer gingen, wir hatten keinen Kontakt mit ihnen mehr, sie dankten uns nur für die Hilfe. Wir gaben ihnen unsere Adresse, sie kamen nachts, klopfen an die Tür. Wenn der Bekannte kam, klopfte er sechsmal, die Polizisten klopfen dreimal. Sie brauchten Binden, Hosen oder Mützen. Wir wussten nicht, wer kam. Sie sagten nur: „Bringt es in dieses Haus, und sie nannten die Adresse“.

Wir brachten viele Sachen in die Wohnung in der Batteriestraße 16. Die Besitzerin dieser Wohnung nahm alles, ihre Tochter half ihr. Sie trug alles zu den Partisanen. Sie hat in letzter Zeit sehr viel geholfen. Sie hatte eine große Tasche mit den Medikamenten. Ich sagte ihr: „Katya, was machst du?“

„Nichts ... Sie werden bald gehen“, antwortete sie

Die Männer kamen zu ihr, packten alles in den Kasten ein und klebten einen Aufkleber drauf: „Nägel“. Der Mann ging und trug Nägel, und niemand konnte ihn verdächtigen.

Wir gingen von der Seite des Friedhofs zum Lager. Einmal nahm ich ein Kind mit, wir gingen mit Dusya zusammen. Ihr Mann Grischa konnte nicht mit uns gehen. Wir gingen durch den Wald und haben plötzlich einen Deutschen gesehen. Ich versteckte mich mit meiner Enkelin hinter dem Busch. Er kam näher und fragte Dusya: „Was machst du im Wald? Bist du allein?“

Sie hatte Angst. Er hat uns nicht gesehen. Wir sahen uns an. Dann sahen wir unerwartet eine große Kuh zu uns kommen. Er war auch überrascht, er fragte: „Was hast du in deiner Tasche?“

Sie sagte, sie sei ins Dorf gegangen und habe um Lebensmittel gebeten. Jetzt kehre sie in die Stadt zurück. Er wollte die Kuh fangen und sagte Dusya: „Geh auf die Straße“.

Dann ging er mit der Kuh weg und wir verließen den Wald.

1942 wurden im Zhabinsky Wald einhundert Frauen und Kinder, die aus dem Osten stammten, erschossen.

Vor dem Krieg habe ich in Saratow in Tabaktorg gearbeitet. Jetzt arbeite ich nicht.